

## »Ein Christ tötet nicht. Amen« – Der Pazifist und Friedensmaler Otto Marquard (1881–1969)

Von Manfred Bosch, Konstanz

Seine Bilder sind es für gewöhnlich nicht, deretwegen Otto Marquard Interesse erregt. Seine Stillleben, Porträts und Landschaften – Wiesen mit Baumgruppen, Häusern, Berge, und vor allem immer wieder der Bodensee, dem er ein Leben lang treu geblieben ist – sind von der Moderne noch völlig unberührt, nicht einmal der Impressionismus scheint diesen Maler beeinflusst zu haben, welcher der letzte Schüler von Hans Thoma gewesen ist. Was nicht heißt, dass er als Maler nicht zu schätzen sei – es sind Marquard viele Bilder von eigenartiger Schönheit gelungen, von kühner Farbigkeit auch, und dem Urteil Hans Thomas, dass sie »in Bezug auf Technik [...] von großer Solidität«<sup>1</sup> sind, kann man auch heute noch zustimmen. Gegen die Bezeichnung Heimatkunst, unter den man Marquards Arbeiten gemein subsumiert, hätte er wohl selbst keine Einwendungen gemacht. Und doch ist das Abschätzige, das dem Begriff anhängt, bei diesem Maler fehl am Platz. Dazu ist es freilich notwendig, seine Bilder als adäquaten Ausdruck einer Sehnsucht zu lesen, des Verlangens nach einer anderen Welt. Doch damit sind wir schon mitten in seiner Biographie. Es ist die eines Querständigen.

Geboren wurde Otto Adolf Marquard am 28. Juli 1881 in Konstanz als ältester von drei Söhnen des Johann Marquard und seiner Frau Berta geb. Billig, einer Schweizerin aus Zihlschlacht. Der Vater stammte aus Stetten a. k. M. und war Schneider, »aber dieser Beruf füllte sein Leben nicht aus – das Politische lag ihm mehr [...]. Er bekannte sich zur Sozialdemokratie. Noch spielten Namen, wie Bismarck und Moltke, Caprivi, Kaiser Wilhelm, Marx und Bebel in täglichen, oft gar hitzigen Debatten eine große Rolle«.<sup>2</sup> Seinen Vater, der dem Trunk ergeben war, verlor Marquard früh, und auch die Mutter, die sich für ihre Kinder als Wasch- und Putzfrau »zu Tode geschunden«<sup>3</sup> hat, starb 1901 40-jährig an Auszehrung. So wurde Marquard seinen Brüdern »Vater und Mutter zugleich«,<sup>4</sup> ging »mit dem Bettelkratten Speiseabfälle

1 Karlsruhe, 1. März 1911. Unverzeichneter Nachlass Otto Marquard im Stadtarchiv Konstanz. Sofern nicht anders angegeben, entstammen ihm alle folgenden Zitate.

2 »Geboren mitten im Bodensee«. Undatierter autobiographischer Abriss. Manuskript, S. 1

3 »Weltfieber oder die Erlebnisse eines deutschen Künstlers im ›Ewigen Reich‹«. Allensbach: Privatdruck 1947, S. 1

4 Ebenda, S. 2

von Hotels und Pensionen sammeln« und »ließ jeden etwas lernen; der eine Kaufmann, der andere Friseur«.<sup>5</sup> »Bin überhaupt in recht traurigen Verhältnissen aufgewachsen, wenn ich daran denke«, resümierte Marquard Jahre später seine Jugend gegenüber Amalie Vanotti,<sup>6</sup> einer Konstanzer Malerin, die ihm während seiner künstlerischen Anfänge Mentorin, Unterstützerin und mütterliche Freundin war, »aber ich tröste mich es war eine sehr harte Schulung, aber auch Belehrung«.<sup>7</sup>

Bereits in der Volksschule, die er mit durchweg guten Noten absolvierte, war Marquards zeichnerische Begabung aufgefallen, und als seine beiden Brüder versorgt waren, konnte er »daran denken, den Weg meiner Sehnsucht zu gehen, alles zu versuchen, Maler, Künstler zu werden«.<sup>8</sup> Nach einer vierjährigen Lehre als Dekorationsmaler, die er 1896 angetreten hatte, befürworteten sowohl sein Konstanzer Lehrherr als auch ein Lehrer der Gewerbeschule Marquards Aufnahme in die Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe; 1903 wurde Marquard dort aufgenommen und besuchte die Zeichenklassen Ernst Schurth und Ludwig Schmid-Reutte; dann galt es für ihn, zwischen Wilhelm Trübner und Hans Thoma zu wählen. Marquard entschied sich für den letzteren: Dessen heimatlich-stimmungsvolle Sujets waren ihm doch näher als die impressionistisch beeinflusste Malweise Trübners; außerdem fühlte er sich Thoma auch menschlich näher, der eine vergleichbar harte Jugend mit einem ähnlich schweren Weg zur Malerei gehabt hatte wie er selbst. Dies war, neben der offensichtlichen Begabung Marquards, auch der Grund, weshalb Thoma überhaupt noch bereit war, ihn als Schüler aufzunehmen.

»Hauptsächlich gefiel ihm eine größere Radierung mit Bäumen, die ich in der Radierschule Conz gemacht hatte«, erinnerte sich Marquard einer Begegnung mit Thoma. Er möge nur so weitermachen, meinte der – eigentlich brauche Marquard ihn gar nicht; auch sei er, Thoma, schon zu alt, als dass seine Schüler noch viel von ihm hätten. »Soll ich Ihnen gleich ein Zeugnis ausstellen, dass Sie was können?«,<sup>9</sup> habe Thoma gefragt, und in Marquards Abschlusszeugnis sollte er am 1. März 1911 schreiben: »[...] ich bin überzeugt daß derselbe ein höchst beachtungswertes Talent ist, das sehr verdient, beachtet und befördert zu werden«.<sup>10</sup> Umgekehrt ließ Marquard gegenüber Thoma durchaus Distanz erkennen. »Er hat wirklich schon schönes geleistet z. B. seine Landschaften und sollte er nach meiner Meinung auf diesem Gebiete bleiben, hauptsächlich seine Schwarzwald-Landschaften«, schrieb er 1905. »Aber auch schon viel Schlechtes habe ich gesehen, hauptsächlich im Figürlichen. Wahrhaftig schon angeekelt haben mich seine Steinzeichnungen, die scheußlich ausgeföhrten Köpfe, seine Putten, Akte usw. oft ganz und gar verzeichnet. Aber schadet nichts, alles wird aufgekauft wenn nur HT darauf steht.«<sup>11</sup>

5 Ebenda, S. 2

6 1853–1936; Studium in Karlsruhe und München. Vgl. Thieme-Becker Bd. 34, S. 106

7 11. März 1906

8 Wie Anm. 2, S. 1

9 »Der Tragikomiker«. Undatiertes Manuskriptheft, o. S.

10 Original im Nachlass

11 5. Mai 1905 an Vanotti

Die freimütige Äußerung findet sich in einem der zahlreichen Briefe an die Konstanzer Malerin Amalie Vanotti, die die wichtigste Selbstauskunft seiner Entwicklungs- und Akademiejahre darstellen. In ihnen sieht sich Marquard als gesellschaftsscheuen Solitär, der an seiner Mandoline Genügen findet und seinen Mitstudenten durch manche Eigenheit auffällt; auf der anderen Seite berichtet er von Teilnahmen an Künstlerfesten, auf denen er sich als leidenschaftlicher Tänzer erweist und als gewandter Silhouettierer Beachtung findet. Auch der Bezug auf Christus, der mit den Jahren immer stärker wurde, fand in dieser Zeit seine Ausprägung. »O ich lese sehr viel in der Bibel, die mir Herr Pfarrer Maurer geschenkt hat, nur denke ich manches anders. Es werden deren viele kommen, die es verschieden auslegen! Ja, lieber Christus, was haben sie aus Deinen schönen Gleichnissen gemacht!«<sup>12</sup>. Erstaunlich auch mancher überraschende seelische und geistige Gleichklang mit der um so Vieles älteren Kollegin, der jedoch gerade in religiösen Fragen seine Grenzen findet: »Beten!? kann ich auch nicht mehr, als Sie das letzte Mal mit mir beteten, ich betete nicht – ich konnte nicht!«<sup>13</sup> Marquard war zwar katholisch getauft, doch sein Verständnis von Christentum erinnert eher an Luther: Nicht nur alles Dogmatische, auch die Kirche und ihre Hierarchie lehnte er entschieden ab. Christus verehrte Marquard nicht als Gott, sondern »als einen der grössten Menschen [...]. Aber dass man mit ihm einen Götzenkultus treibt, wie er heute besteht, wollte er nicht! – Er sagte: Folget mir nach!«<sup>14</sup>

Nach einem Reise-Stipendium nach Paris, das er Thoma zu verdanken hatte, unternahm Marquard 1907 mit seinen Malerfreunden Adolf Martin und Hans Sprung eine längere Italienreise, die ihn über Mailand, Genua, Pisa und Florenz nach Rom und Korsika führte. Seinem Bedürfnis nach Ferne und Begegnung mit alter europäischer Kunst scheinen diese beiden Reisen genügt zu haben – jedenfalls brachte er sein ferneres Leben in der Bodenseeheimat zu. Nach Abschluss der Akademiezeit, die er dank mehrerer kleiner Stipendien seiner Heimatstadt sowie durch eifriges Kopieren von Bildern in Museen und Galerien mühsam genug zu fristen hatte, verließ Marquard 1911 die badische Hauptstadt und suchte per Inserat in den »Konstanzer Nachrichten« ein »Kleines Haus auf dem Land mit etwas Garten oder Feld ev. auch altes Bauernhäusle am Bodensee«.<sup>15</sup> Im thurgauischen Gottlieben wurde er fündig: Dort bezog er das »Steinhaus« samt einem Atelier im Gasthof Rheineck, »das der Maler Robert Weisse [richtig: Weisel] in den Gasthof Rheineck einbauen ließ«<sup>16</sup> und betrieb auch eine Zeichen- und Malschule. »Ich wurde sesshaft«, beschreibt Marquard diese Lebensphase, »verheiratete mich mit der ›Dorfschönen‹ und blieb zehn

12 14. Juli 1907 an Vanotti

13 Ebenda

14 27. Februar 1909 an Vanotti

15 Zeitungsausschnitt o. D.

16 »Warum habt ihr meine Lehre nicht befolgt?« Mahnruf von Omar. Den Märtyrern für deutsche Freiheit gewidmet. O. O., o. J., S. 16

Jahre«.<sup>17</sup> Es handelte sich um Clara geb. Hummel, deren Eltern im Ort eine kleine Roßhaarfabrik betrieben.

In Gottlieben gehörte Marquard einem kleinen Kreis von Malern und Schriftstellern an, zu dem u. a. die Dichter Emanuel von Bodman und Ludwig Finckh sowie die Maler Karl Einhart und Achenbach zählten. Auch Hermann Hesse lernte Marquard dort anlässlich einer Tagung der »Künstler und Kunstfreunde in den Ländern am Rhein« kennen. Seine engsten Beziehungen jedoch unterhielt er zu Alfred Huggenberger, dessen Bücher er kongenial illustrierte. »Dem Huggenberger war ich sein Hofmaler«,<sup>18</sup> beschrieb Marquard sein Verhältnis zu dem aufstrebenden Thurgauer Bauerndichter hintersinnig. Dass der deutschfreundliche Huggenberger sich später auf die ausgelegte Leimrute der Nazifreundlichkeit locken ließ, zog die Freundschaft stark in Mitleidenschaft.<sup>19</sup>

Hier verkehrte auch Walter Jerven, der als Herausgeber und Lektor für den Verlag Reuß & Itta, den Buchverlag der »Konstanzer Zeitung«, tätig war und die gesamte heimische Künstlerschaft für die Buchgestaltung und Illustration seiner Titel heranzog – so auch Marquard, der die Monatsbilder im Kalenderteil des ersten Jahrgangs des »Bodenseebuchs« 1914 gestaltete. Dass Marquard einen noch viel weiter reichenden Anteil an der Gründung des beliebten Jahrbuchs mit seinen 40 Ausgaben hatte, war bislang unbekannt. »Nachträglich erfuhr ich, dass Sie einer der geistigen Gründer des Bodenseebuches waren«, schrieb Karl Hönn, der Marquards Malerei »die Stille und Ländlichkeit eines sonntäglichen Bauerntums« attestierte,<sup>20</sup> und ein zweiter Beleg für diesen Sachverhalt findet sich in der Abschrift einer undatierten Gratulationskarte zum 80. Geburtstag des Verlegers Alfred Reuss: »[...] ich war der Gründer des ersten Bodenseebuches. Warum wird das verschwiegen?«. Ein weiterer Mitarbeiter am »Bodenseebuch« war der Berlinger Adolf Dietrich. Zu ihm ergaben sich nach dem Ersten Weltkrieg ebenfalls Beziehungen, Marquard ermunterte ihn in seiner Arbeit und zeichnete ihn auch.<sup>21</sup>

Zum einschneidenden Erlebnis, ohne das Marquards weiteres Leben und sein konsequentes Eintreten für Frieden und Gewaltlosigkeit unverständlich bleiben müssten, wurde der Erste Weltkrieg. Sohn einer Schweizerin, mit einer solchen verheiratet und dazuhin damals selbst in der Schweiz lebend, wäre es ihm ohne weiteres möglich gewesen, deren Staatsbürgerschaft anzunehmen und sich dem Kriegsdienst in Deutschland zu entziehen. Dass er dies nicht tat, sah er bald als Fehler ein, mehr noch: Das Versäumnis wurde zum größten Ärgernis seines Lebens. Selbst die Karlsruher Kollegen hätten Marquard ausgelacht und gesagt, »jetzt kommt der Mar-

17 Wie Anm. 3, S. 2

18 »Das neue Tagebuch (1962)«. Typoskript, S. 32

19 Vgl. hierzu Brändle, Rea, und König, Mario: Huggenberger. Die Karriere eines Schriftstellers. Hg. vom Historischen Verein des Kantons Thurgau. Frauenfeld 2012, vor allem S. 259, 350 und 357–358

20 14. Dezember 1941 an Marquard

21 Vgl. die Abb. In: Rosenbusch, Magda: Das Haus am See. Als Manuskript vervielfältigt. o. O. [Ulm], 1999, nach S. 37



Leumundszeugnis der Gemeinde Gottlieben für Marquard mit Bescheinigungen seiner Grenzübertritte, 1916.  
 Das Foto zeigt Marquard mit seinem zweijährigen Sohn Hans. (Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)

guard aus der Schweiz heraus – und wir möchten hinein«.<sup>22</sup> Die Folgen dieses Versäumnisses beschrieb Marquard in dem Heft »Anklageschrift an die deutschen Militärärzte, die sich an mir vergangen im Kriege.«<sup>23</sup>

»Als der Krieg ins Land kam, stellte auch ich mich dem Vaterland, dreimal, & wurde immer wieder heimgeschickt, da der ungediente Landsturm noch nicht dran käme – doch dann im 2. Kriegsjahr bekam ich die Einberufung & wurde sofort vom Stabsarzt als k. v., als kriegsverwendungsfähig erklärt [...] Also ich kam in die militärische Maschine & wurde gedrillt!« Bereits bei seiner ersten Einberufung war Marquard am zehnten Tage zusammengebrochen und daraufhin entlassen worden; nicht anders erging es ihm bei seiner zweiten Einberufung ein halbes Jahr später: »Natürlich wurde alles gespannter, nachdem so viel Volk weggemäht war. Man nahm auch jetzt Leute, die nichts weniger wie tauglich aussahen & noch weniger waren [...] Ich wurde also mit dem großen Haufen wieder zum Bataillonsarzt geführt & natürlich wieder sehr kriegstüchtig befunden wie alle. Nun ging die Schinderei wieder los – natürlich nach 8 Tagen brach ich als körperlicher Schwächling wieder zusammen.« Marquard meldete sich daraufhin krank, denn seine schwächliche Konstitution war den Strapazen des militärischen Drills nicht gewachsen. Nach »8 Tage[n] im Revier« wurde er zusammen »mit den andern Krüppeln« dem Arzt erneut vorgeführt: »Nun stand ich wieder vor dem ›Richter über Leben und Tod‹ & gab ihm dann meine chronische Kniegelenkentzündung an, worauf er mir erwiderte, er könne mir nicht helfen & überwies mich dann zu einem Arzt der orthopädischen Abteilung. Da kam ich dann vom Regen in die Traufe ...«

Die Erfahrungen während der ersten beiden Einberufungen ließen Marquard von seinem persönlichen Fall mehr und mehr absehen; seine Kritik an Krieg und Militarismus zielten zunehmend ins Grundsätzliche. »Was schimpfen wir so über die Engländer, derweil wimmelt es in unserem Land von deutschen Engländern«, beobachtete Marquard. »Hier muss ich der Worte gedenken von einer hohen Offizierswitwe mit der ich sehr befreundet: ›Das Edle stirbt für das Gemeine!‹ Dass sich diese Frau, der der Krieg ihren Mann nahm, so ruhig damit abfand, gab mir wieder Kraft! [...] das gab mir auch einen Mut, Kampf gegen den inneren Feind, der schadet doch schließlich viel mehr wie der Äussere bei richtigem Zusehen, da wir die ja gar nicht zum Land herauskriegen. Was sind da die armen Russen dagegen – Volk wider Volk – was können die dafür, es ist das Spiel der Oberen, ein gewissenloses Gegeneinanderhetzen der Völker mit Musikbegleitung & Hurras & vive la France usw. Mit den Oberen meine ich die Mächtigen der Regierung & die Geldmächtigen, Heereslieferanten, Großkaufleute, die jetzt schon gerne täten wie England [...] Erste Weltmacht!! Ich bin überhaupt für keine Weltherrschaft, ich bin für Mächte, die friedlich wetteifern & nebeneinander arbeiten & aus diesem Grunde abrüsten! Die Unmassen Gelder für Volkswohl & nicht für Heereszwecke verwenden.«

22 Wie Anm. 18, S. 10

23 Diesen handschriftlichen unpaginierten Aufzeichnungen aus dem Jahr 1917 im Umfang von 36 Seiten sind alle folgenden Zitate entnommen.

Gleichzeitig empfand sich Marquard ohnmächtig und »gegen diese gemeine rücksichtslose Militärmaschine [...] elendiglich klein & schwach – was hätte ich armes Menschlein als einzelner machen können – ach, ich wünschte mir die Kraft eines Riesen – aber eben dann müsste ich oder wäre ich schon im Schützengraben – d. h. jetzt kommt bei mir der springende Punkt – dann hätte ich vielleicht erst recht den Mut gehabt das Gewehr wegzwerfen & als Dienstverweigerer & Christ aufzutreten: Du sollst nicht töten! anstatt ›das Vaterland ist in Gefahr‹, ›die Menschheit ist in Gefahr!‹ zu rufen [...] wenn nur kein Frank<sup>24</sup> gewesen wäre – der hat das ›Internationale‹ der deutschen Sozialdemokratie zuschanden gemacht, durch seinen Helden Tod für die Regierung – begreiflich dass Russland keinen Frieden mit solchen Sozialisten will – den Satz: ›ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!‹ hat der Teufel dem Wilhelm eingegeben, auf dass das ganze deutsche Volk zu einem willenlosen Spielball würde – jetzt (1917) sehnt es sich heraus & kann nicht mehr, eine Revolution könnte helfen, aber – die furchtbare militärische Organisation macht es bereits unmöglich, diese Selbsthilfe des Volkes ...«

Bei alledem war und blieb Marquards Schicksal ein »Leidensweg hinter der Front«. Zwar erhielt er von einem seiner beiden Brüder, der später fiel, »Briefe aus dem Schützengraben [...] & lauteten diese nicht sehr erbaulich« – doch es war nicht das Grauen des Kriegs selbst, das den allein innerhalb der Garnison Eingesetzten zu seinen Einsichten brachte. Vielmehr war es das Unsinnige des Kasernenlebens, der tägliche geistfeindliche Trott, das Abstumpfen durch militärischen Drill, das Vergeuden von Zeit und Energie, von Gütern und Menschenleben, die allesamt zu Besserem geschaffen waren, die Marquard zum Pazifisten machten. »[...] durch die vielen Papiere, die ich in die Hände bekam«, erhielt Marquard, inzwischen als Schreiber in einer Genesenen-Kompanie eingesetzt, »einen neuen Einblick in das Elend der Menschheit; ich gebrauche absichtlich das Wort Menschheit, weil es überall so zugeht, in jedem Land, wo die Militärmaschine anfängt zu rasseln! ich weiß das, drum lehne ich mich niemals gegen mein Vaterland auf, sondern gegen das Militärwesen [...]. Ich sagte daher oft in Gesellschaft von Offizieren, wenn sie mir vorwarfen, ich sei ein schlechter Deutscher: Ich sei ein Göthe-Deutscher! kein Wilhelmdeutscher – meistens hiess es, ich sei ein verrückter Künstler & hätten dieselben bekanntlich einen Sparren zu viel usw. & man täte allerdings am besten mich wieder heim zu schicken«.

Stattdessen legte man Marquard nahe, »Kriegsmaler« zu werden, was er empört ablehnte: »Ich & Kriegsmaler – das glaubt ja, wie man so sagt, der stärkste Mann nicht – ich der Kinder- und Blümlesmaler soll auf einmal den Krieg im Bilde festhalten. Da hätte man mir müssen mein Gehirn rausnehmen.« Von einem kunstverständigen Vorgesetzten erhielt er Gelegenheit, Verwundete im Zeichnen und Malen zu unterrichten und deren Arbeiten auszustellen, um sie zugunsten des Roten Kreuzes

24 1874–1914; sozialdemokratischer Politiker aus Nonnenweier, der sich zunächst um eine Verständigung mit Frankreich bemühte, sich bei Kriegsbeginn jedoch freiwillig meldete und in den ersten Kriegswochen fiel.

zu verkaufen. Doch sobald seine Schützlinge wieder einsatzfähig waren, wurden sie versetzt.

»Herrgott, war das ein Aufatmen, als ich die Zwangsjacke ausziehen durfte«, notierte Marquard nach seiner abermaligen Entlassung. »Ich fühlte mich in meinem Zivilanzug wieder neu geboren – konnte wieder als freier Mensch durch meine Heimatstadt laufen, ohne fortwährend aufpassen zu müssen, dass ich irgendeine farbige Borte vergaß zu grüßen – kurz gesagt: es war mir wie einem aus dem Zuchthaus Entlassenen. Was ich empfand als ich über die Grenze meinem lieben Schweizerdörlein zuschritt, kann ich nicht in Worte fassen – nur immerfort sang es in mir ›Friedensland‹.«

Die Freude sollte nicht lange währen: 1917 erreichte Marquard seine dritte Einberufung. Diesmal gedachte er sich mit dem ganzen Gewicht der gesundheitlichen Argumente zur Wehr zu setzen: »Ich war ja mein halbes Leben krank [...] Meine Eltern sind an Schwindsucht gestorben ich erbte die Krankheit & war einige Male in der Heilanstalt Friedrichsheim, doch muss ich heute noch die Liegekuren fortsetzen indem ich nur ½ Tag arbeiten kann; ich hatte schwere Darmleiden & bin auch am Blinddarm operiert, ich bin engbrüstig & habe zudem einen Kropf, der mir oft Schwindelanfälle verursacht. Dann leide ich schon seit ungefähr 10 Jahren an einem Beinleiden, chronische Kniegelenkentzündung & kann kaum 2 Stunden hintereinander gehen.«<sup>25</sup>

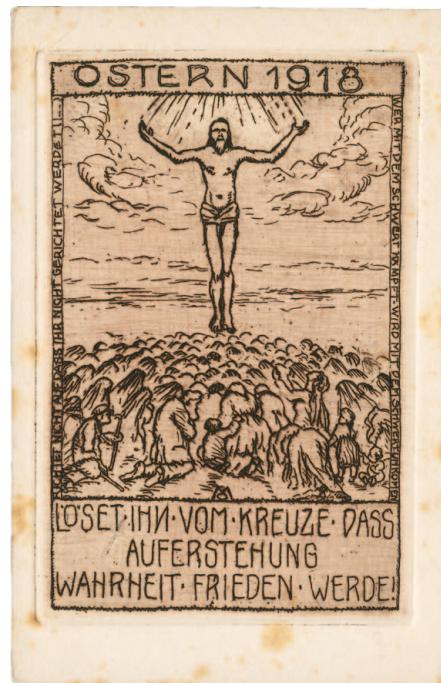
Und doch rückte Marquard ein drittes Mal ein – mochte er sich auch geschworen haben: »Ich wollte nicht mehr gehen. Lieber Alles auf der Welt tragen, Alles Alles nur nicht dieses.« Doch damit kam er bei seiner Frau schlecht an. Obschon Schweizerin, fand er es begreiflich, dass sie nicht als Frau eines Deserteurs gelten wollte und Gefahr lief, ohne gültige Papiere zu sein. So ließ Marquard ein drittes Mal »mit blutendem Herzen« Frau und Kind zurück – er war im ersten Kriegsjahr Vater eines Sohnes geworden – um sich beim Kreiskommando zu melden. Auf der Fahrt nach Stockach redete er ununterbrochen auf einen ebenfalls einrückenden Lehrer ein, der ihn immer wieder anstieß, denn »die andern hörtens auch, was ich sagte von Massenmord – Volksvernichtung & Wahnsinn – von der mordenden Christenheit – aber sie stimmten mir alle bei – und des Schulmeisterleins Ängste reiteten mich immer mehr zur Herauskehrung der ›Wahrheit‹ über diesen ›Schwindel‹. Er gestand mir ja auch, dass es ›Schwindel‹ sei, aber er meinte das nur unter ›vier Augen‹ [...] Übrigens waren die meisten nicht mehr so dumm & es fiel auch manches gewagte Wort – dann stiegen Verwundete ein, d. h. ›Krüppel‹ & [ich] sagte zu meinem Lehrer sarkastisch: Herrgott, sogar die braucht man, ›Deutschlands letzte Hoffnung‹. Sie waren allerdings nicht einberufen, sie kamen ungerufen wie das Elend, sie wollten neue Stelzen & Holzbeine, die ihrigen waren ›durchgelaufen – was diese armen Teufel erzählten, das schrie zum Himmel – zur Bekräftigung seiner Rede zeigte der eine das rohe Fleisch seines aufgelaufenen Beines [...].«

25 Abschrift eines Schreibens, datiert »14. d. M.«, an das Kaiserliche Deutsche Generalkonsulat, Zürich

Nach der ärztlichen Untersuchung (»der Schlächtermeister mit Dr.-Titel schrieb fast alle wieder k. v.«) hatte sich Marquard ohne Fahrtunterbrechung nach Rastatt zu seiner Landsturmkompanie zu begeben. Doch als es in einen Nebenraum zum Empfang der Militärpaßiere und des Fahrseins ging, antwortete Marquard auf die Frage, wohin es gehen solle, prompt: nach Gottlieben. »[...] sofort stund das Gewünschte auf dem Zettel, Stempel darauf & ich konnte gehen [...]. Also! nun hatte ich die Wahl, entweder nach Rastatt (Krieg) oder nach Gottlieben (Frieden) zu fahren«. Ange-sichts der vielen Leidensgenossen, »darunter treuherzige alte Landsturmmänner«, wurde Marquard in seinem Entschluss wieder wankend und schämte sich, als Drückeberger zu gelten. Auf seine Äußerung, dass er ebenfalls nach Rastatt müsse, aber das Glück habe, nicht kriegsverwendungsfähig zu sein, ernte-tet er nur Spott: »[...] die Ärzte dort werden Ihnen dann schon sagen, zu was man Sie brauchen kann, viele von ihnen seien früher auch untauglich gewesen, man hätte sie dann schon tauglich gemacht«. Dies nun war entscheidend für Marquards nächste Schritte: In Singen erbat er vom wachha-benden Feldwebel die Erlaubnis zur Fahrtunterbrechung, um sich von der Familie zu verabschieden – und erhielt sie mit der Auflage, am nächsten Morgen den ersten Zug nach Rastatt zu nehmen. »Ich wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen – der ahnungslose gutmütige Deutsche, wie liebe ich diese alle so sehr.«

Damit war Marquard in die eigentümliche Lage geraten, bei den deutschen Militärbehörden als fahnenflüchtig zu gelten, während er zwischenzeitlich von der Kai-serlichen Botschaft in Bern bis Jahresende 1917 vom Kriegsdienst zurückgestellt wor-den war (und später, zuletzt am 19. September 1918, noch mehrfach zurückgestellt werden sollte). Hiervon unterrichtete Clara Marquard im August 1917 einen Karlsruher Fabrikdirektor, der auf dem Umweg über Clara Marquard an den Patriotismus ihres Mannes zu appellieren versuchte. Das Schreiben ist es wert zitiert zu werden:

»Warmes freundschaftliches Interesse ist es, das mich dazu drängt, an Sie die in-nige Bitte zu richten, Ihren Gatten zu bewegen in die Heimat zurückzukehren. Vie-le seiner Freunde haben seinen Schritt unbegreiflich und für seine künstlerische Ent-wicklung unheilvoll gefunden. Ich habe mich bemüht seine Handlungsweise aus



Das Auferstehungsmotiv symbolisiert für den Chris-ten Marquard die Hoffnung auf eine erneuerte, fried-liche Menschheit. Radierung von Otto Marquard, 1918 (Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)

seiner komplizierten psychologischen Veranlagung aus idealem Freiheitsdrang, und der Sehnsucht nach ausschließlich künstlerischer Betätigung zu erklären. Ursachen, die es ihm unmöglich und unerträglich erscheinen liessen, sich einem Zwang zu unterwerfen, der für normale Menschen etwas selbstverständliches und natürliches ist, durch dessen Druck aber seine überempfindliche Natur ihr seelisches und körperliches Gleichgewicht verlor. In dieser Verwirrung tat er jenen verhängnisvollen Schritt, der ihn der Heimat dauernd entfremden muss, in deren Boden sich seine künstlerischen Kräfte so verheissungsvoll entwickelt hatten.

Nun reicht sie dem Verirrten noch einmal die Hand zur Versöhnung; es ist die letzte Möglichkeit, zu seinen Freunden zurückzukehren. Sie alle bitten Ihren Gatten inständig darum, diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen [...]. Wenn auch der vom Kriegsministerium festgesetzte Zeitpunkt [zur Rückkehr zum Heer, M. B.] bereits überschritten ist, so dürfte man doch auf die besondere Lage des Falles soviel Rücksicht nehmen, und Ihr Gatte besitzt in Deutschland so viele gute einflussreiche Freunde, dass es ihnen gelingen dürfte, Nachsicht für ihn zu erwirken.

Ihr Gatte kann sich doch nie als freier Mann in einem freien Lande fühlen, in das er sich geflüchtet hat, weil er den Schritt nicht aus einer sittlichen Notwendigkeit, sondern in seelischer und geistiger Verwirrung getan hat; er wird sich immer als ein Entwurzelter vorkommen, auf dem immer der Makel ruhen wird, dass er nicht aus politischer Überzeugung wie die Achtundvierziger, sondern aus Schwäche und Mangel an Pflichtbewusstsein sein Vaterland in den schwersten Zeiten seiner Not im Stich gelassen hat.«<sup>26</sup>

Diesmal jedoch widerstand Clara Marquardt solchem Ansinnen: »Wir haben schwere Zeiten hinter uns«, ließ sie den wohlmeinenden Freund wissen, »mein Mann war furchtbar aufgeregt, in seinen Nerven unten und konnte lange nicht mehr arbeiten – von all dem Elend, das der Krieg bringt – und meint jetzt noch in Deutschland warte [auf] ihn nur Irrenhaus oder Festung. Nichtwahr, wir wollen ihm doch keines von beidem wünschen. Ich war auch erst Ihrer Meinung – und mache mir heute Vorwürfe, daß ich mein[en] Mann so viel geplagt. Nein in diesem Zustande ihn nochmals hinaus schicken, bringe ich als mitfühlende Frau nicht übers Herz. Er ist nun genug ungerecht an seiner zarten Seele und schwachen Körper probiert worden – 3 mal brach er zusammen bei der Eindrillung.«<sup>27</sup>

Erwartungsgemäß hatte Marquards künstlerische Tätigkeit unterdes gelitten; kontinuierliche Arbeit war ihm während des Kriegs nur zeitweise möglich. Teils belastete ihn der Krieg über seine persönlichen Belange hinaus, ja, er warf ihn regelrecht aus der Bahn; andererseits fand er in der Malerei Halt und Trost. Über seinen Illustrationen zu Huggenbergers »Aus meinem Sommergarten« schrieb er 1916 aus Gottlieben: »[...] hab ich mich an das Buch ganz hingegeben & verausgabt [...] dann kann ich mich an der Freude wiederaufrichten & den fürchterlichen Krieg vergessen, an dem ich schier zu Hause daran verzweifle, denn ich sehe kein Ende – so

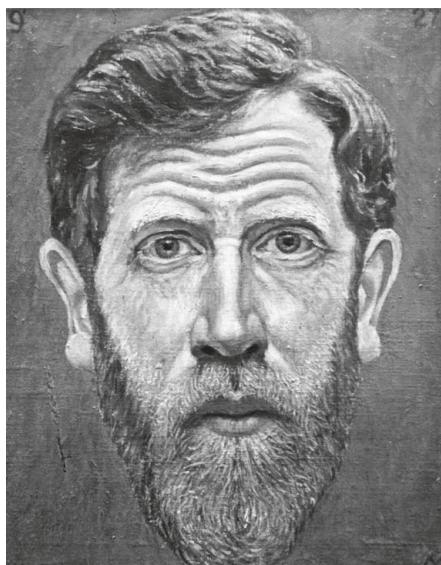
26 Eugen Geiger an Clara Marquardt, 27. Juli 1917

27 Clara Marquardt an Eugen Geiger, 8. August 1917

nicht, mit der Waffe nicht, denn jedes Jahr wächst ein neuer Jahrgang zum gegenseitigen Abschlachten der besten Rasse! Wahnsinn – wann hört der Hass auf? dieser blinde – alle müssen nachgeben mit ihren Forderungen & nur die diplomatische Verständigung kann den Krieg beenden oder aber ›Christus‹ wird neu auferstehen, wir werden wieder ›wirkliche Christen‹ wie im Anfange.«<sup>28</sup>

Es erreichten Marquard damals aber auch Zeichen der Ermutigung. So war er in mehreren Ausstellungen mit großen Bildern vertreten – etwa 1916 im Kunstverein Hamburg mit »Herbst im Donautal«. Um Bilder für eine Ausstellung im Heidelberger Kunstverein ging es im selben Jahr: Es war niemand anderer als Wilhelm Fraenger,<sup>29</sup> der sich auf einen Hinweis von Josef August Beringer<sup>30</sup> mit der Bitte um Bilder an den »sehr geschätzten Herrn Marquard« gewandt hatte. Und aus dem darauf folgenden Frühjahr stammt ein Brief, in dem Fraenger seine Freude bekennt, Marquards Kunstschaffen begegnet zu sein: »Dies in Ihren trefflichen Bildern zu Huggenbergers ›Sommergarten‹. Ich habe diese Bilder mit viel Vergnügen gesehen.« Zugleich stellte er Marquards Schaffen in einen neuen Kontext: »Mit besonderer Teilnahme verfolge ich alle die Kunst, die märchenhafte Stoffe aus Tier- und Blumenleben pflegt, und die ganze Linie, die von den gotischen Tierbildnern über die Ornamentisten zu William Blake, Ph. O. Runge, Grandville, Disteli, Poccì bis herauf zu dem sehr verehrten Ernst Kreidolf führt, ist mir von aller Kunst ganz besonders wertvoll. So brauche ich nicht erst viel Worte zu verlieren, um Ihnen zu sagen, daß das Bekanntwerden mit Ihren Bildern zu Huggenbergers Buch mir eine angenehme Überraschung war. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir gelegentlich mitteilen, wo sonst ich Blätter von Ihnen finden kann.«<sup>31</sup>

Auch in politischer Hinsicht verlieh die Erfahrung des Weltkriegs Marquards Persönlichkeit schärfere Konturen. Das allgemeine Unbehagen, das als Reaktion auf die entstehende Industrie- und Massengesellschaft seit der Jahrhundertwende Teile der



Selbstporträt aus dem Jahr 1927 (Foto: Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)

28 Aus Gottlieben an die »liebe Mutter Roedenbeck«, 12. November 1916

29 1890–1964; Autor grundlegender kunstgeschichtlicher Werke, z. B. über Hieronymus Bosch und die Zizenhauser Terrakotten.

30 In »Badische Malerei 1770–1920«, Karlsruhe 1922, S. 164, geht Beringer auch auf Marquard ein und hält ihm zugute, sein Verhältnis zur Tradition auf eine neue, eigene Weise zu bekunden.

31 Wilhelm Fraenger aus Heidelberg an Marquard, 25. April 1917

Gesellschaft ergriffen und eine Fülle antibürgerlicher Lebensformen begünstigt hatte, war auch an Marquard nicht vorübergegangen. Ihm genügten Lebensreform und ein privatistischer Rückzug ins abseitige Idyll, wie es sich in seiner Bildwelt schon immer ausdrückt hatte, zusehends weniger, sodass die krisenhafte Atmosphäre der Nachkriegszeit mit ihrer Erosion staatlicher Autorität auch Marquard zu gesellschaftlicher Neubestimmung drängte. Er bezeichnete sich nun expressis verbis als Friedensmaler, eine Bezeichnung, die er fortan als feststehenden Namenszusatz in seiner gesamten Korrespondenz verwendete.

Der kritische Schub, den Marquard die Erfahrung von Kriegs- und Nachkriegszeit verliehen hatte, wird in einem Schreiben an Heinrich Schmidt-Pecht, den Leiter der Konstanzer Wessenberg-Galerie, sichtbar, in dem er seine Mitgliedschaft im Kunstverein Konstanz kündigte. Als Gründe gab er an: weil »die Zeitschriften immer alte sind [...], zweitens: Weil mir der neue Geist darin mangelt & habe mir daher solche Zeitschriften abonniert, unter anderem auch den Kunstwart, Simplicissimus etc. Drittens: Haben Sie mich zur diesjährigen Versammlung des Kunstvereins nicht eingeladen [...] & ich hätte doch so manches vorzubringen gewusst, im Geiste der neuen Zeit! Im Sinne der Alldeutschen ist es natürlich nicht was ich anstrebe – ich möchte nur ›Allmenschliches‹ nach so viel ›Unmenschlichem‹, es ist auch in dem Geiste, dessen Namen [gemeint: Ignaz Heinrich von Wessenberg, MB] die Gallerie trägt!«<sup>32</sup>

Exemplarisch wird hier erneut jene für Marquard typische Verbindung von Tradition (Wessenberg) mit dem »Geiste der neuen Zeit« sichtbar, die schon J. A. Be ringer in dessen Malerei angelegt sah. Von jenem »neuen Geist« zeugen nicht zuletzt die erhalten gebliebenen Zeitungsexemplare aus der Nachkriegszeit im Nachlass. Sie reichen von deutschen und schweizerischen überregionalen Zeitungen und der Lokalpresse über die »Schweizerische Friedenszeitung« und die »Neuen Wege« des religiösen Sozialisten Leonhard Ragaz, das »Genossenschaftliche Volksblatt« und das sozialdemokratische Zürcher »Volksrecht« bis hin zum »Freidenker« und zur »Sonntags-Zeitung« des Sozialisten Erich Schairer. Auch wenige Exemplare des anarchistischen »Syndikalisten« finden sich, und die »Öffentliche Anfrage eines Konstanzer Geistigen an die Konstanzer Geistlichen« – abgedruckt in einem Exemplar der Konstanzer »See-Fackel«, das wohl als Rarissimum zu gelten hat – war Marquard zweifellos aus dem Herzen gesprochen: »1. Warum habt Ihr bei dem 4 ½ jährigen Morden nicht gepredigt: Ihr sollt nicht töten! 2. Warum habt Ihr nicht von Euern Kanzeln gerufen: Liebet Eure Feinde! 3. Warum habt Ihr bei dem Wahnsinnskampfe nicht verkündet: Wer mit dem Schwert kämpft, wird durch das Schwert umkommen.«<sup>33</sup>

Die Aufzählung dieser Periodika (von anderen Lektüren abgesehen) lässt erkennen, wie grundsätzlich und intensiv sich Marquard mit den politischen und sozialen Fragen der Zeit auseinandergesetzt hat. Begleitet wurde dieser Prozess von einer

32 Eigenhändige Abschrift des Schreibens an Heinrich Schmidt-Pecht, 1. Mai 1919

33 1921, Nr. 8, S. 2



Mitgliederausweis des Oberbadischen Radfahrer-Verbands, 1922 (Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)

umfangreichen Korrespondenz und daraus entstandenen persönlichen Kontakten; als Beispiele seien Leonhard Ragaz,<sup>34</sup> das Ehepaar Julie und Jakobus Weidenmann<sup>35</sup> sowie Max Daetwyler<sup>36</sup> erwähnt. Ragaz suchte Marquard in Zürich auf – »wir redeten lange Stunden bis in die Nacht hinein und er meinte, ich sei eigentlich sein bester Schüler«.<sup>37</sup> Auch Jakobus Weidenmann war evangelischer Pfarrer; als er mit seiner Frau, der Dichterin Julie Weidenmann-Bösch, 1918 ins Pfarrhaus Kesswil zog, ergab sich für beide Seiten eine lebendige Freundschaft. In ihrem sozialen Empfinden und ungestümen Temperament kamen sich Marquard und Weidenmann recht nahe. In Max Daetwyler schließlich traf Marquard auf sein Pendant von der Schweizer Seeseite – nur dass der Kriegsdienstverweigerer, Pazifist und Abstinenter aus Arbon sein Leben dem Kampf für Frieden noch konsequenter und radikaler unterstellte als Marquard.

<sup>34</sup> 1868–1945; Schweizer Theologe und Pazifist; eine der führenden Figuren des Religiösen Sozialismus

<sup>35</sup> Mit dem Ehepaar Weidenmann stand Marquard seit dem Ersten Weltkrieg in enger Verbindung. Jakobus W. (1886–1964), Pfarrer und Schriftsteller, war durch die Wandervogelbewegung und das Werk Pestalozzis geprägt und vertrat ein gelebtes Christentum; seine Frau Julie (1887–1942) trat als Verfasserin animistisch inspirierter Lyrik hervor.

<sup>36</sup> 1886–1976; erster Schweizer Kriegsdienstverweigerer, Pazifist und Anhänger der Abstinenterbewegung

<sup>37</sup> Wie Anm. 18, S. 11

Wie so viele andere Deutsche zwangen die Währungsverhältnisse bei Kriegsende auch Marquard nach Deutschland zurück. Unter Hinweis auf die Heimat seines Vaters bewarb er sich zunächst um eine freie Wohnung im Schloss Gutenstein; schließlich entschied er sich 1920 für die Insel Reichenau. Hier fand er ein kleines Bauernhaus, das er »Rosendorf« nannte. »Also unter St. Pirmins Schutz hast du dich begeben«, schrieb ihm der Konstanzer Freund und Ornithologe Georg Alfred Jauch »nebst Frau und Bule« – »nun banne die bösen Geister und rufe die guten und halte sie fest«.<sup>38</sup> Hier lebte Marquard »fünf Jahre in Armut«<sup>39</sup> – ein Schicksal, das er mit den meisten seiner Kollegen teilte. Allein 1904 waren an der Karlsruher Akademie 108 Schüler ausgebildet worden, davon fast die Hälfte aus Baden, die »nicht mehr hoffen konnten, an den staatlichen Institutionen Arbeit zu finden oder gar sich von privaten Aufträgen ernähren zu können«.<sup>40</sup> Auch Hans Thoma hatte Marquardt eine Befähigung zum Lehramt attestiert; ob dieser davon Gebrauch zu machen versuchte, ist ungewiss. So blieben Marquard nur schmale Aufträge, einige Bildverkäufe und Illustrationen; gelegentlich brachten angesehene Kunstanstalten und Verlage wie Täubner, Voigtländer oder Orell-Füssli Drucke und Farbreproduktionen seiner Arbeiten heraus. Hinzu kamen graphische Blätter, die in der Kunstdruckerei des Karlsruher Künstlerbundes erschienen.

Da Marquards Haus kein eigenes Atelier besaß, verkaufte er »Rosendorf« nach wenigen Jahren »mit etwas Gewinn«<sup>41</sup> und baute sich mit Hilfe des Geldes seiner Frau im gegenüberliegenden Allensbach (das in seinen Aufzeichnungen meist als »Aletbach« figuriert) ein kleines Haus, das 1926 bezugsfertig wurde. Das Beispiel seiner Karlsruher Kollegen vor Augen, von deren Not er wusste, eröffnete er hier am Seeweg 11 eine bescheidene Pension, für die ihm der in nächster Nachbarschaft lebende Martin Andersen-Nexö den Text für einen Hausprospekt schrieb.<sup>42</sup> Das Haus bot »neuzeitlich vegetarische Ernährung [...]. Wir schliefen in den Speicherräumen auf Stroh, um die Zimmer vermieten zu können.«<sup>43</sup>

Unterdes zeigten sich bei Clara Marquard die Folgen einer ererbten Schwermut immer deutlicher; bald war sie nicht mehr imstande, den Haushalt zu führen. »Wir drei Menschen verzweifelten fast aneinander und so rieten meine Freunde zu einer Trennung, Scheidung.«<sup>44</sup> »Es spielten sich deprimierende Szenen ab«, urteilt Magda Rosenbusch in ihren Erinnerungen an das Haus Marquard. »Für Clara, die schwerblütige Schweizerin, war es sicher auch nicht einfach, die Künstlerallüren ihres Mannes zu ertragen.«<sup>45</sup> Durch Anzeige in einer Reformzeitschrift kam Marquard zu ei-

38 Georg Alfred Jauch an Marquard, »am Weihnachtsabend 1920«

39 Wie Anm. 3, S. 2–3

40 Zit. nach Bezirksverband Bildender Künstler Karlsruhe (Hg.): »Um 1900. Das alte Karlsruher Künstlerhaus«. Katalog zu Ausstellung 19. 3.–26. 4. 1987. Karlsruhe 1987, S. 119

41 Wie Anm. 3, S. 3

42 Wie Anm. 19, S. 181

43 Wie Anm. 3, S. 3

44 Ebenda

45 Wie Anm. 21, S. 30



Otto Marquard bei seiner Arbeit, 1932. Rechts im Hintergrund ein Porträt von Ludwig Finckh. (Foto: Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)

ner Haustochter, die »fabelhaft Küche führte. So war das Haus immer voll Gäste.«<sup>46</sup> »Im Sommer wurde an die unterschiedlichsten Gäste vermietet, Freunde des Hauses, ›Gesinnungsgenossen‹, wie Otto Marquard zu sagen pflegte. Sie hingen oft reformerischen Ideen an.«<sup>47</sup> Im Mai 1935 heirateten Marquard und Elisabeth Himmller (1910–1984) trotz des beträchtlichen Altersunterschieds.

Mit Beginn des »Dritten Reiches« ging »das Leiden um Wahrheit & Gerechtigkeit von vorne an & ich litt Tag & Nacht unter diesem braunen Bluthund Hitler«.<sup>48</sup> 1935 erreichte Marquard ein Berufsverbot, das eindeutig politisch motiviert war. Schließlich war seine traditionsverhaftete Malweise so »unverdächtig« wie »harmlos« und so weit von jeglicher Modernität oder gar »Entartung« entfernt, dass Marquard eher den Beifall von der falschen Seite hätte fürchten müssen. Der Beitritt zur Fachgruppe Maler und Graphiker in der Reichskultkammer, Voraussetzung für die Erlaubnis zur Ausübung eines künstlerischen Berufes, wurde Marquard verweigert, weil ihm »die erforderliche Zuverlässigkeit« abgesprochen wurde, »an der För-

46 Wie Anm. 3, S. 3

47 Wie Anm. 21, S. 12

48 Wie Anm. 3, S. 3

derung deutscher Kultur in Verantwortung gegenüber Volk und Reich mitzuwirken«.<sup>49</sup> Gehalten hat sich Marquard an das Berufsverbot nicht, wie Datierungen seiner Bilder, die ihm freilich leicht zum Verhängnis hätten werden können, belegen, doch erforderte die fortwährende Bespitzelung besondere Vorsicht. »[...] unsere Hütte wurde uns selbst zum Gefängnis, 10 Jahre lang«.<sup>50</sup>

Diese Situation hielt Marquard nicht davon ab, »bei Nacht & Nebel mit der Gondel Flüchtlinge in die Schweiz« zu schaffen – »Künstler, Lehrer, Pfarrer, Arbeiter, Kommunisten, Sozialisten, religiös Verfolgte usw. [...] Wenn nächtlicherweise das Stichwort ›Cacao‹ auf dem See erscholl, wussten wir, jetzt wird wieder einer von unseren ›Pensionären‹ geholt«.<sup>51</sup> Marquard versah diese Aufgabe mit hohem Geschick als Rädchen innerhalb der »Transportkolonne Otto«, die zwischen Basel und Bodensee antifaschistische Flugschriften aus der Schweiz ins Reich schmuggelte und gefährdete Personen in Sicherheit brachte. Hierfür war Marquard der richtige Mann: Mit den örtlichen Gegebenheiten bestens vertraut, bot seine direkt am Ufer gelegene Pension zumindest bis Kriegsbeginn beste Voraussetzungen für diese Tätigkeit; auch war er durch seine kleine Pension mit zahlreichen Gleichgesinnten gut vernetzt. Wer bei ihm anlief und in Sicherheit gebracht werden musste, wurde entweder tagsüber oder im Schutze der Dunkelheit in die Schweiz gerudert. Agathe Kunze, eine Tochter des befreundeten Publizisten und Zeitungsherausgebers Erich Schairer, war bei einer dieser als Ausflugsfahrten getarnten Rettungsaktionen dabei: Marquard ruderte eine kleine gesellige Gruppe, darunter der Flüchtige, ans andere Ufer, und bei der Rückfahrt saß dann eine Person weniger im Boot.<sup>52</sup>

Es mag mit der zur Gewohnheit gewordenen Geheimhaltung illegaler Arbeit zu tun haben, dass Marquards Aufzeichnungen wenig konkret sind, was Namen der Geretteten und Umstände seiner Aktionen betrifft. Nur sehr bruchstückweise rückte Marquard mit entsprechenden Angaben heraus. In einem seiner Notizkalender findet sich ein Eintrag mit dem Titel »Flüchtlinge, die ich gerettet habe«. Neben drei namentlichen Fällen enthält er den pauschalen Hinweis auf »viele andere«: »Einer war ein italienischer Maler namens Pfau, sein Pseudonym war: ›Quelkind‹ – Er ist aus einem Irrenhaus entwichen & kam zu mir, ich schiffte ihn in die Schweiz – von dort ging er in seine Heimat Italien, & zwar nach Fiume zum D'Annunzio, der dort residierte (hat mich in Öl gemalt). Dann Dr. Kuno Fiedler Pastore, jetzt pensioniert

49 16. Juni 1935; beglaubigte Abschrift

50 Wie Anm. 3, S. 3

51 Ebenda, S. 3–4

52 Persönliche Befragung Agathe Kunzes, Stuttgart. – Weshalb ausgerechnet das offizielle Heimatbuch der Gemeinde Allensbach die Rettungstätigkeit Marquards gleich zweimal in Zweifel zieht, bleibt unerfindlich. »Klare Beweise dafür gibt es allerdings bis heute keine, obwohl von der Universität Konstanz danach geforscht wurde.« (»Allensbach am Bodensee. Die Geschichte der Gemeinde von den Anfängen bis heute«. Allensbach 2010, S. 129 und 361)



Marquard in seinem Boot vor Allensbach, 1936. Aufnahme von Agathe Schairer, Stuttgart, zeitweise Hausmädchen bei Marquard und Zeugin seiner Fluchthilfen. (Foto: Privatbesitz)

in Purasca.<sup>53</sup> Dann ein religiöser Sozialist aus München namens Lienert [richtig: Lehner, M. B.], wegen dem wurde ich verdächtig & hat mich die Gestapo geholt. Dann viele Kommunisten und Sozialisten, deren Namen ich nicht weiß, dann ein Jude, den die Schweizer wieder abschoben – aber nach Frankreich u.s.w.«<sup>54</sup>

Dass noch weitere Gefährdete Marquard ihre Rettung verdanken, ist gesichert. So brachte er beispielsweise den Schriftsteller und »Vagabundenkönig« Gregor Gog über den See, der vor seiner Weiterreise ins Exil eine Zeitlang in St. Gallen bei Julie und Jakobus Weidenmann unterkam; andere Rettungsaktionen finden sich in der Korrespondenz Marquards. So nahm beispielsweise der Stuttgarter Sozialist und Naturfreund Fritz Lamm den 70. Geburtstag Marquards zum Anlass, ihm für seine Rettung zu danken: »Ich bin jener Herr ›Kakao‹, der angemeldet durch unseren Freund Dr. Richard Schmid, der damals allerdings für mich Wägeli hieß, Mitte Januar 1936 zu Ihnen kam – und den Sie dann, weil die Grenzscheinbesorgung schon zu riskant erschien, bei Kälte und Dämmerung über den Bodensee gerudert haben. Ich wurde

53 Dieser Fall schaffte es sogar in die Korrespondenz Thomas Manns – auch wenn der Name Marquards dabei nicht fiel. Als Mann von dem befreundeten Kuno Fiedler die Umstände seiner Rettung erfuhr, schrieb er an Heinrich Mann, Fiedler sei »[...] von einem wackeren Tell über den Untersee gerudert worden. Um Gottes willen, Fährmann, euren Kahn!« (Zit. nach: »Aus dem Briefwechsel Thomas Mann – Kuno Fiedler«, Hg. von Hans Wysling, In: Blätter der Thomas Mann-Gesellschaft 1971, H. 11, S. 5)

54 Notizkalender der frühen sechziger Jahre, o. S.

in Berlingen gleich verhaftet, nach Steckborn gebracht, aus der Schweiz ausgewiesen – und schwarz nach Österreich abgeschoben, von wo aus ich nach sechswöchigem illegalem Aufenthalt in der Tschechoslowakei entkommen konnte.«<sup>55</sup>

Im Sommer 1937 (Marquard war gerade Vater eines Sohnes geworden, dem er den sprechenden Namen Wilfried gab; und dass ihm Elisabeth Marquard 1941 eine Tochter schenkte, die er Christa nannte, sollte wohl so sein: Einen Jungen hätte er schlecht Christus nennen können) wurde die Gestapo erstmals auf Marquard aufmerksam. Nach einem Aufenthalt in der Schweiz, wo er künstlerische Arbeiten übernommen hatte, wurde er bei der Rückkehr am Konstanzer Bahnhof von Beamten in Empfang genommen und nach Hause eskortiert. Bei der folgenden Hausdurchsuchung, »die 1937 ausgerechnet an seinem Geburtstag stattfand, wurde nichts ernstlich Belastendes gefunden«, erinnert sich die Nichte Magda Rosenbusch, die damals 17-jährig von der Schulsiedlung Vogelhof auf der Schwäbischen Alb frisch als Hausmädchen nach Allensbach gekommen war. »Die Gestapo, die ›Häscher‹, wie er sie nannte, beschlagnahmten viele Bücher, deren Titel ihnen verdächtig erschienen. Es waren zumeist Werke freiheitlich denkender Autoren. Dass sie auch so manchen Klassiker mitnahmen, entlockte dem Maler ein mitleidiges Lächeln.«<sup>56</sup> Und er selbst erinnert sich der Bemerkung eines Gestapomannes, der die Bücher von Marquards ehemaligem Nachbarn Martin Andersen-Nexö einpackte: »Na, da sind wir ja beim Richtigen gelandet.«<sup>57</sup>

Noch wenige Tage vor dieser Hausdurchsuchung – am 7. Juli 1937 – hatte Marquard seinem Sohn Hans auf einer Ansichtskarte aus Brannenburg am Inn geschrieben: »Es lebe die Freiheit! des wird mer no sage derfe.« Mit solcher Offenheit war es bald vorbei. Ziemlich genau ein Jahr nach der Hausdurchsuchung war Marquards Fluchthilfetätigkeit anlässlich der Rettung des religiösen Sozialisten Hans Lehnert – »übrigens ein sehr feiner hochgeistiger und lieber Mensch [...]. Ich hatte ihn damals in meinem Atelier gezeichnet«<sup>58</sup> – ruchbar geworden, ohne dass konkrete Beweise gegen ihn vorlagen. Am 30. Juli 1938 wurde Marquard von der Gestapo »wegen dringenden Verdachts auf Vorbereitung zum Hochverrat«<sup>59</sup> in Schutzhaft genommen und ins Konstanzer Landgerichtsgefängnis gebracht, doch schon hier brachten die Beamten nichts aus ihm heraus. Anderntags wurde er über Lindau nach München »verschubt« und »etwa 1 Monat in Einzelhaft in der dortigen Stapoleitstelle (Wittelsbacher Palais) festgehalten«. Weiter heißt es in der eidesstattlichen Erklärung Marquards vom 16. April 1951: »Später erfolgte Überstellung in das Gerichtsgefängnis München-Stadelheim, wo ich in einer Einzelzelle – mit kurzer Verbringung in das Gefängnis ›Cornelius‹ und wieder zurück – etwa 2 Monate in Haft gehalten wurde. So-

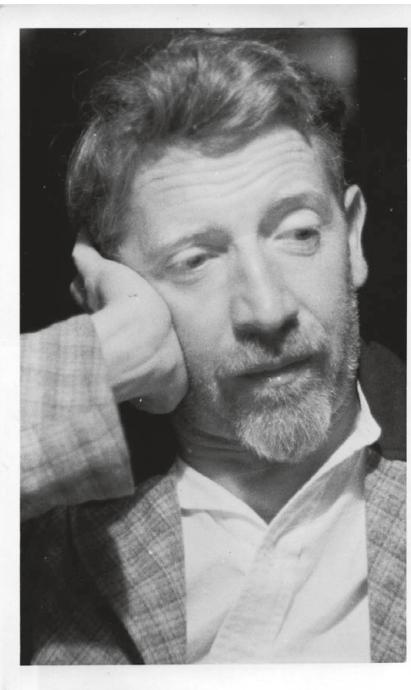
55 Fritz Lamm an Marquard, 26. Juli 1951

56 Wie Anm. 21, S. 33

57 Wie Anm. 18, S. 37

58 Wie Anm. 21, S. 24

59 Schreiben der Gestapo Berlin vom 22. 10. 1938; StAF, Fasz. F 196/1



Portraitkarte Otto Marquard, vor 1936 (Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)



Radierung von Otto Marquard. »Cacao« war in der NS-Zeit das Erkennungswort für »Gäste«, die von Allensbach aus in die Schweiz gerettet werden sollten. (Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)

dann wurde ich wiederum in das ›Wittelsbacher Palais‹ zurückgebracht und war dort in einer Gemeinschaftszelle bis zum 20.12.1938 [...] inhaftiert.«<sup>60</sup>

Während Marquard »in qualvoller Ungewissheit und Angst vor dem Kommenden«<sup>61</sup> einsaß und sich nicht sicher sein konnte, dass seine Haft nicht die Vorstufe zur Einweisung in ein KZ war, musste er »Guggele falten« und »Servietten zusammenlegen für Gaißmeier«.<sup>62</sup> Auch in München bewährte sich die Begabung Marquards zu entwaffnender Naivität: Einem alemannischen Schweijk gleich, verstand er es, sich bei den Verhören ahnungsgenos zu geben und kritischen Fragen die Spitze zu nehmen, indem er monoton mit »Ich bin halt ein Maler« oder »Hitler ist doch auch Vegetarier« antwortete. Diese gespielte Harmlosigkeit und vorgeschützte Unbedarftheit scheint die Verhörer richtiggehend hilflos gemacht zu haben; im Oktober 1938 stellte der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof das Verfahren gegen Marquard ein.<sup>63</sup> Kurz vor Weihnachten nach Hause entlassen, hatte er sich bis März 1939 alle zwei Tage

60 Ebenda, Fasz. F 196/1 Nr. 884, S. 123

61 Wie Anm. 21, S. 33

62 Wie Anm. 16, S. 26

63 Schreiben vom 13. 10. 1938 – Geschäftszeichen 10 J 303/38; StAF F 196/1

bei der Gendarmerie in Allensbach zu melden. Wie er wirklich dachte, verrät sein »Gebet in der Zelle im Gefängnis Stadelheim«:

»Lieber Gott mach mich stumm,  
daß ich nicht nach Dachau kumm.  
Lieber Gott mach mich taub,  
daß ich allen Unsinn glaub.  
Lieber Gott mach mich blind,  
daß ich alles glänzend find.  
Taub und stumm und blind zugleich,  
paß ich in das Dritte Reich.«<sup>64</sup>

Nach seiner Entlassung zeigte sich Marquard zutiefst gekränkt. Er »fühlte sich von da an als Märtyrer für sein Vaterland und bezeichnete sich selbst als ›Reserve-Christus‹«.<sup>65</sup> Zwar ließ er sich auch jetzt durch das Malverbot nicht einschüchtern und wagte sogar das Malen in Öl, dessen Geruch ihn leicht hätte verraten können. Aber er hatte oft nicht den rechten Sinn dafür; seine Gedanken kreisten um die Politik, der er auch im Alltag gewitzt und schalkhaft Ausdruck gab. »Wer mus-soll-ini«, stand mit unzweideutigem Bezug auf den Duce auf einem Schildchen an der Toilettentür,<sup>66</sup> und das Zitat Baldur von Schirachs auf einer Ansichtskarte mit Hitlerporträt (»Seine Arbeitsleistung ist ungeheuer«) stellte Marquard handschriftlich richtig: »Er ist ein Ungeheuer.«

Dass sein Sohn Hans aus erster Ehe eingezogen wurde, obwohl er ihm zur Schweiz geraten hatte, konnte er nicht verhindern. Hans hatte die künstlerische Begabung des Vaters geerbt und studierte an der Kunstgewerbeschule Stuttgart sowie an der Kunstakademie München, fürchtete aber nicht ohne Grund, durch Ausweichen in die Schweiz seine Familie in Gefahr zu bringen. Wenn er auf Urlaub war, spielte er »mit Vorliebe Bach, Mozart und Haydn. Kam er während des Kriegs in den Urlaub, übte er stundenlang und befreite dabei sein Gemüt von den Schreckensbildern, die er von der Front mitbrachte.«<sup>67</sup> Seit 1944 galt er als vermisst; von seinem Tod bei Murmansk erfuhr Marquard erst später. Noch Ende 1945 hatte er gehofft, dass Hans wiederkäme; er vermutete ihn »in finnischer oder russischer Gefangenschaft«.<sup>68</sup>

Wenige Allensbacher dürften den Einmarsch der französischen Truppen so sehr herbeigesehnt und als Befreiung empfunden haben wie Marquard. Ob sein Haus wirklich das einzige war, das von den Alliierten verschont wurde, mag dahingestellt bleiben – doch Marquard meinte gegenüber einem Bekannten: »Wir haben es auch verdient! Was haben wir jahrelang gelitten und in Ängsten geschwebt, jedesmal wenn

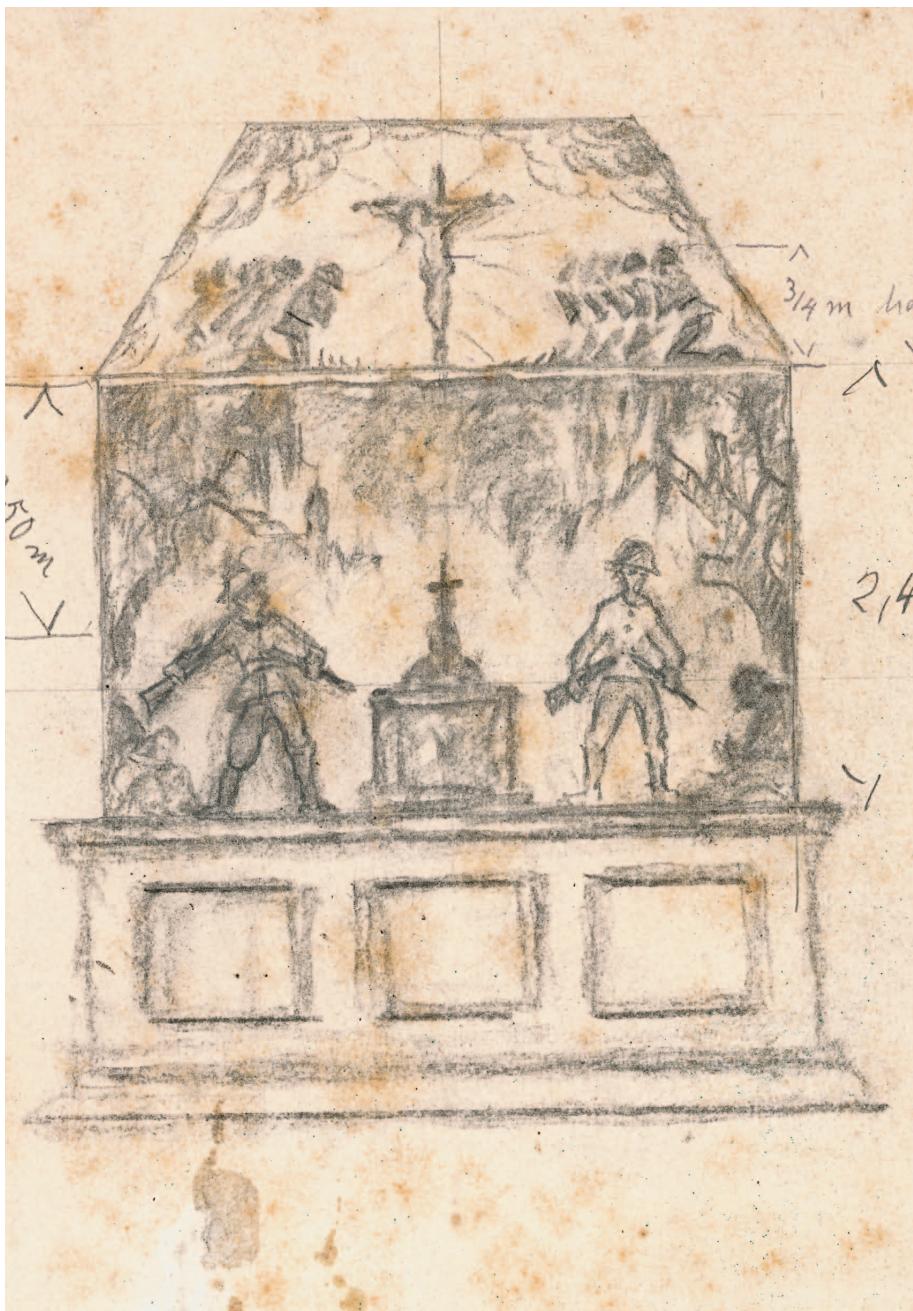
64 Wie Anm. 16, S. 27. Ob der Text von Marquard selbst stammt, konnte nicht eruiert werden.

65 Wie Anm. 21, S. 35

66 Ebenda, S. 39

67 Ebenda, S. 11

68 An den Fabrikdirektor Dr. Dauner, 9. November 1945. Zu Hans Marquard vgl. die Angaben in »Allensbach. Die Geschichte einer Gemeinde« (wie Anm. 52), S. 365–366



Skizze Marquards für die Ausgestaltung der Dorfkapelle Hegne zur Friedenskapelle, 1946. Die Ausmalung fiel 1960 einer Renovation zum Opfer. (Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)

ein Auto vorfuhr, jetzt werde ich wieder geholt, dann geht es um meinen Kopf; denn was ich als Vater der Verfolgten auf dem Gewissen habe, das werde ich Ihnen mal beichten. Wenn das herausgekommen wäre, hätten die braunen Bluthunde uns umgelegt! Das sind herrliche Gefühle – nun also viel Gnade am Gnadensee.«<sup>69</sup>

1946 wurde Marquard aus Anlass seines 65. Geburtstags eine Ausstellung seiner Gemälde und Zeichnungen in Konstanz ausgerichtet. An seiner prekären finanziellen Lage änderte dies wenig; noch im Oktober 1949 ließ Marquard das Kreiswohlfahrtsamt wissen, dass er seit einem Jahr kein Bild mehr verkauft habe<sup>70</sup> und von 1945 bis 1948 praktisch ohne Einkommen gewesen sei. Dies freilich war allgemeines Künstlerschicksal nach 1945; selbst die großen Namen, die es an den Bodensee verschlagen hatten, lebten bis zur Währungsreform hauptsächlich vom Tauschhandel. Umso wichtiger wurde für Marquard eine Haftentschädigung in Höhe von 700 Mark; ein Vielfaches machte er als Wiedergutmachung für Schaden im beruflichen Fortkommen geltend. Erst nach der Währungsreform verbesserte sich seine Situation, sodass er mit Hilfe eines Aufbaudarlehens an eine Erweiterung seines Hauses denken konnte, was mehr Komfort für die Gäste, aber auch das Ende der alten Ruhe und Beschaulichkeit bedeutete. Doch Marquard »verbaute« sich, geriet erneut in finanzielle Bedrängnisse und musste beim Landesamt für Wiedergutmachung auf unverzügliche Auszahlung seiner ausstehenden Wiedergutmachungsleistungen drängen.<sup>71</sup>

Persönlich fand sich Marquard nur schwer in den erweiterten Betrieb von Pension und Café und »verkroch sich noch mehr hinter seinen politischen Ideen und erweiterte seinen Schriftwechsel, wie er sagte, ›weltweit‹«.<sup>72</sup> Nach einem achtseitigen Faltblatt mit dem »Titel Weltfeier« (1947), in dem er die »Erlebnisse eines deutschen Künstlers im ›Ewigen Reich‹« beschrieb, brachte er das kleinformatige Buch »Mahnruft von Omar« (Omar = Akronym für den Verfassernamen) heraus.<sup>73</sup> Es enthält im ersten Teil wiederum Marquards Lebensgeschichte, im zweiten neben vielen Zitaten eine bunte Sammlung seiner Einlassungen, Gedanken, Ansprachen und Lesebriefe, die von Politik und Pazifismus über Hans Thoma und Thomas Mann bis hin zu Kunst und Sexualität für Marquards querständige Gedankenwelt stehen. Aus alldem spricht ein Künstler, dem viel Unrecht angetan wurde und dem die Gesellschaft manches schuldig blieb – ein stetes Kreisen um Marquards Rolle als Opfer, die er in allerhand Aufzeichnungen und autobiographischen Anläufen mantrahhaft immer neu beschwore. So blieb er der Gefangene seiner traumatischen Erlebnisse – ohne zu bemerken, wie sehr er damit beförderte, was zu beklagen er nicht müde wurde und ihn in den Augen seiner Umwelt zum wunderlichen Kauz machte.

69 Wie Anm. 68

70 Mitteilung vom 21. 10. 1949, StAF, Fasz. F 196/1

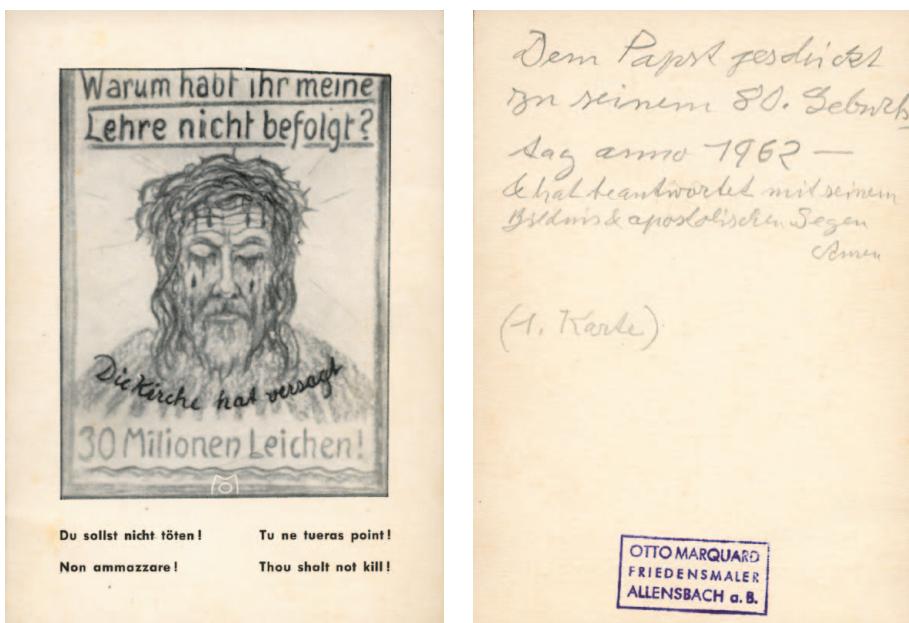
71 Finanzamt Konstanz an das Landesamt für Wiedergutmachung, Freiburg, 15. Juni 1953, StAF, Fasz. F 196/1

72 Wie Anm. 21, S. 57

73 Die Buchbanderole »Otto Marquard – Mein Kampf« steht für den eigenen Humor des Autors.



»Ich mahle jetzt Kaffee«. Das Strandcafé Marquard in Allensbach, um 1960 (Foto: Privatbesitz)



Karte mit eigenhändigen Angaben Marquards auf der Rückseite. Demnach schickte er eine solche Karte 1962 an Papst Johannes XXIII. (Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)

Dazu trug auch bei, dass Marquard seine mangelnde Anerkennung durch eine Selbstdarstellung kompensierte, die ihn wenn schon nicht in die Nähe, so doch in die Nachfolge seiner Idole rückte – mochte es sich nun um Christus handeln, um Jan Hus oder Mahatma Gandhi.<sup>74</sup> Marquard scheute sich auch nicht, die Trommel in eigener Sache zu röhren, und Hemmungen, Freunde für seine Sache einzuspannen, waren ihm ebenfalls fremd. So auch im Fall des Thoma-Preises, auf den er schon als letzter Meisterschüler ein Anrecht zu haben glaubte. In diesem Falle ließ sich sogar Hermann Hesse vor seinen Karren spannen, der nach Stuttgart schrieb:

»Hochgeschätzte Herren!

Bei der Verleihung des Thoma-Preises ist bisher ein Lieblingsschüler von Thoma unbeachtet geblieben, der weit über siebzigjährige Maler Otto Marquard in Allensbach am Bodensee. Da Marquard nicht nur von seinem Lehrer Thoma gelobt und empfohlen wurde, sondern auch in den schrecklichen Hitlerjahren von der Reichskulturkammer abgelehnt und im Jahre 1935 mit Verbot der Ausübung seines Berufs als Maler und Graphiker belegt wurde, schiene mir hier durch Verleihung des Thoma-Preises die Möglichkeit einer wohlverdienten Wiedergutmachung gegeben.

Mit vorz[üglicher] Hochachtung Ihr ergebener Hermann Hesse.«<sup>75</sup>

Marquard war nun Mitte 70. Nach wie vor musste neben einer kleinen Rente aus Wiedergutmachungsansprüchen die Allensbacher Pension seine Existenz sichern; doch kam er nun wieder vermehrt zum Malen, auch wenn er nach der Erweiterung des Cafés mit dem Spruch warb: »Ich mahle jetzt Kaffee.« Er beteiligte sich an den jährlichen »Allensbacher Kunstausstellungen«, die das »künstlerische Schaffen rund um den Untersee« präsentierten; zu seinen Kollegen jedoch blieb er eher auf Distanz. Unvermindert war sein Engagement für Frieden, dem die Wiederbewaffnung ebenso Stoff bot wie der Kalte Krieg mit Wettrüsten und atomarer Bedrohung.

Bereits 1946 hatte Marquard die Dorfkapelle von Hegne mit dem Altarbild »Ächtung des Kriegs« und einem Fries mit der Losung »Friede sei mit Euch. Du sollst nicht töten« ausgemalt. Das Feld über dem Altar zeigte eine rauchende Trümmerlandschaft; die Bilder rechts und links des Tabernakels beschrieb der Künstler so: »Im Vordergrund [...] stehen zwei Soldaten. Sie zerbrechen ihre Gewehre. Der Deutsche links, der Franzose rechts, beide in völlig beherrchter Haltung. Nicht in der leidenschaftlichen Aufregung des Kampfes oder im Affekt des Gemütes werfen sie die Kriegswerkzeuge von sich, sondern mit der Ruhe klarer Willensentscheidung bekunden sie, nicht mehr zu töten, sondern dem Heldentum des Friedens zu dienen.«<sup>76</sup> Zu sehen ist die Darstellung nicht mehr, sie fiel der Renovation von 1960 zum Opfer. Und während sein Schweizer Kollege Max Daetwyler in den Hauptstädten der Welt höchstselbst mit weißer Fahne als Apostel des Weltfriedens aufmarschierte und so-

74 Als Beispiel für die Verehrung Gandhis möge der Wortlaut einer Karte vom 30. Januar 1963 an den indischen Professor Gokale gelten: »Heute ist der 15. Todestag von dem edlen Friedenskämpfer Mahatma Gandhi! Ich habe ihm zu Ehren gefastet.« (Nach der Abschrift in einem Notizkalender Anfang der 1960er Jahre)

75 Datiert »im Mai 1955«; zit. nach »Das neue Tagebuch (1962)« (wie Anm. 18), S. 35–36

76 »Die Dorfkapelle in Hegne bei Konstanz als Kriegergedächtnis- und Friedensstätte«. Typoskript, S. 2



Marquard malt einen Eisfischer, möglicherweise anlässlich der Seegfrörne 1963. (Foto: Stadtarchiv Konstanz, Nachlass Marquard)

gar auf dem Roten Platz in Moskau für Aufsehen sorgte, wandte sich Marquard mit seinen Friedensbotschaften an die Mächtigen der Welt. In seinen Notizkalendern finden sich die Abschriften von Kartenbotschaften an Präsident Lyndon B. Johnson, Nikita Chrutschow und die Päpste, von denen ihm Johannes XXIII. der sympathischste war. Den »liebwerten« Ministerpräsident Ben Gurion lud er einfachheits halber gleich zu sich ein: »Ich bin Vegetarier also auch koscher ich bin jetzt 82 Jahre alt & habe immer für den Frieden & Menschlichkeit gekämpft dafür gelitten. Wenn Sie kommen will ich Sie malen!«<sup>77</sup>

77 Karte vom 22. Juni 1963

Solch mangelnder Respekt vor Autoritäten, solche Direktheit waren typisch für Marquard. Auch an Kurt Georg Kiesinger richtete er die Frage, ob er sich nicht von ihm malen lassen wolle – »es steht Ihnen alles zur Verfügung – Tisch & Bett auch Linsen mit Spätzle«.<sup>78</sup> Nicht weniger direkt war Marquard, wo ihm Kritik am Platze schien. »Das hätten Sie nicht tun sollen von dem Arbeitermörder Franko in Spanien einen Orden anzunehmen«<sup>79</sup>, tadelte er Kiesinger; dann wieder dankte er ihm auf einer Bildkarte mit Bodenseeufner für seinen Einsatz im Kampf gegen »die Verunreinigung unseres schönen Sees – ich habe 30 Jahre gekämpft um mein [...] Uferplatz das ganze Ufer war nur noch Müllabfuhr für die Bauern – jetzt kann nur noch ein Millionär anbauen – dieses Ufer (Bild) ist noch sauber leider in der Schweiz – Gottlieben wo ich 10 Jahre wohnte & hätte bleiben sollen«.<sup>80</sup> Mit der Schweiz, die er sein ›Mutterland‹ nannte, fühlte sich Marquard so verbunden, dass er an jedem ersten August ein »ganz privates Sympathie-Feuerwerk«<sup>81</sup> zu entzünden pflegte.

Wo es um Ironisierung seiner Kollegen und Gegner ging, legte der stets zu Späßen Aufgelegte allerhand Phantasie an den Tag. So sprach er nur vom »Süsskurier«, nannte den Konstanzer Oberbürgermeister Bruno Helmle »Strohhälmle«<sup>82</sup> und beschied Wilhelm von Scholz, der ihm zu seinem 70. Geburtstag sein »Buch des Lachens« geschickt hatte: »Während Sie den Hitler-Altar pflegten, war ich im Gefängnis für das Gegenteil und war mir nicht zum Lachen«.<sup>83</sup> »Als Mensch zürnt er, als Künstler liebt er«, so brachte der Journalist Günter Wandel den Zwiespalt in Marquards Leben in einem Porträt anlässlich des 80. Geburtstags nicht übel auf den Punkt.<sup>84</sup> Beidem – dem unversöhnnten Zürnen wie der Malerei – blieb Marquard bis ins höchste Alter treu. Er starb am 30. Mai 1969 mit 87 Jahren auf der Reichenau, seine Frau Elisabeth überlebte ihn um 15 Jahre. Im Frühjahr 1987 erinnerte die Galerie des Bodenseekreises mit einer Einzelausstellung im Landratsamt Friedrichshafen an den außergewöhnlichen Menschen und Künstler.

78 Notizkalender Anfang der 1960er Jahre

79 Ebenda

80 Ebenda

81 Wie Anm. 21, S. 22

82 Beides in einem undatierten Schreiben an den Bürgermeister von Allensbach

83 Wie Anm. 18, S. 38

84 »Das Porträt der Woche: Otto Marquard«, in: Südkurier, 28. Juli 1961